



Jahrbuch

für Mitteleuropäische Studien
2018/2019

nap
new academic press

Jahrbuch für Mitteleuropäische Studien
2018/2019

Jahrbuch für Mitteleuropäische Studien

2018/2019

Herausgegeben vom Mitteleuropazentrum
an der Andrassy Universität Budapest

Mit Unterstützung von:



ANDRÁSSY
UNIVERSITÄT
BUDAPEST

 Bundesministerium
Bildung, Wissenschaft
und Forschung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2019 by new academic press, Wien
www.newacademicpress.at

ISBN 978-3-7003-2171-2
Umschlaggestaltung, Satz: Zsuzsa Urbán
Redaktion: Markus Roschitz

Umschlagsfoto: ÖNB. (http://data.onb.ac.at/AKON/AK054_021)

Inhaltsverzeichnis

Beiträge zur Forschung	7
Pieter M. Judson: Die globale Bedeutung der österreichischen Geschichte (Vortrag, gehalten am 14. 12. 2018 in Graz).....	9
Dieter A. Binder: Die joanneische Steiermark	19
Hester Margreiter: Drei medizinische Schriften von Scharfrichtern des frühen 18. Jahrhunderts. Zeugnisse frühneuzeitlichen Nebenerwerbs und heilpraktischen Alltags.....	47
Georg Kastner: Zur Entstehung der herzoglichen Familie Hohenberg – Habsburger, die keine sind.....	89
Orsolya Lénárt: „Uebersicht der Geschichte der magyarischen Poesie“ – Graf Johann Mailáth als Literaturgeschichtsschreiber.....	107
Mária Ďurková: Ausgewählte Aspekte des deutschen Schulwesens in der Zips im gesellschaftlich-politischen Kontext in den Jahren 1918–1938.....	123
Lukáš Novotný, Eva Fischerová: The Actions of the Italian Legionaries after Arriving in Czechoslovakia	141
Lukas Knopp: Die Genozide an den Sinti und Roma in Einflussgebieten des Deutschen Reichs und Rumäniens – Ein komparativer Ansatz	151
Martina Mirković: Über das Wirken des Internationalen Währungsfonds im sozialistischen Jugoslawien: Ein Brief gewährt Einblicke.....	173

Beiträge der Richard Georg Plaschka-Stipendiaten193

Károly Dániel Dobos: Von heiligen Texten zu Parodien.
Evolution einer jüdischen liturgischen Gattung in der frühen Neuzeit..... 195

Sašo Jerše: Verfassungswandel in den innerösterreichischen
Ländern infolge des religiös-politischen Konfliktes (ca. 1580 – ca. 1610)207

Ana Alebić-Juretić: Emil Stahlberger – The spiritus movens
in early scientific research of the Kvarner Bay and the Adriatic Sea221

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren231

Beiträge zur Forschung

Die globale Bedeutung der österreichischen Geschichte

(Vortrag, gehalten am 14. Dezember 2018 in Graz)

Pieter M. Judson

Vielen Dank für diese großzügige und freundliche Einführung. Danke auch an die Universität Graz, an das Zentrum für Jüdische Studien und an meine Historikerkolleginnen und Kollegen hier in Graz, die mich seit den ersten Tagungen, die ich hier in den 1990er Jahren besuchte, sehr viel gelehrt haben. Und vor allem danke ich Professor Binder. Es ist schon eine Herausforderung für mich, vor einem österreichischen Publikum über die österreichische Geschichte zu sprechen. Ich bin aber nur froh, dass es heute nicht meine Aufgabe ist, die bemerkenswerte Karriere und vielen Erfolge meines ausgezeichneten Kollegen in Worten zu beschreiben. Trotzdem danke ich Ihnen, sowohl für Ihre Leistungen als auch für Ihre freundliche Einladung.

Das Foto, das auf dem Flyer zu sehen ist, der meinen Vortrag ankündigte, wiederholt in einer visuellen Illustration einige der Argumente, die ich Ihnen heute Abend in meinem Vortrag zur globalen Bedeutung der österreichischen Geschichte machen möchte. Das Foto stammt von einer Ansichtskarte der Stadt Triest aus dem Jahre 1907. Eigentlich zeigt Ihnen das Foto keinen richtigen Blick auf Triest, die viertgrößte Stadt und den größten Hafen der österreichisch-ungarischen Monarchie. Stattdessen lenkt die Ansichtskarte den Blick des Betrachters aus der Stadt hinaus, zuerst entlang des San Carlo-Kais (heute in Molo Audace umbenannt) und dann dahinter zu einem überfüllten Hafenpanorama, das viele Arten von Schiffen zeigt, die die nördliche Adria überqueren. Weiter draußen liegt ein undeutlicher Horizont, an dem man sich die ganze Welt vorstellen möge. Die vielen Schiffe, die sowohl am Kai festgemacht als auch außerhalb des Hafens verankert sind, erinnern an die maritimen Verbindungen von Triest zu nahen und weit entfernten Zielen. Während die kleineren Schiffe entlang des Kais zu den Häfen Istriens, Dalmatiens oder Italiens an der Adria fahren könnten, könnten die Schiffe außerhalb des Hafens Passagiere und Fracht in die Hafenstädte Ägyptens und der Levante befördern (von Lateinamerika oder China ganz zu schweigen). Zu dieser Zeit dominierten Triestiner Unternehmen wie der österreichische Lloyd den Handel und den Transport mit dem und in den

östlichen Mittelmeerraum. Diese Unternehmen dienten aber auch der Migration nach Lateinamerika, den Vereinigten Staaten und Kanada. Nach der Eröffnung des Suezkanals diente Triest von Mitteleuropa aus als Punkt der Einschiffung für Passagiere und Handel (und Kokainschmuggel, unter anderem) weiter nach Indien, Singapur und China, wo beispielsweise Österreich-Ungarn einen Teil von Tianjin in der Folge der Entsendung von Truppen, um die Boxer-Rebellion im Jahr 1900 zu unterdrücken, erhalten hatte.

Noch wichtiger als diese vielfältigen globalen Ziele der Lloyd-Schiffe und wichtiger als die relativ kleine Rolle Österreich-Ungarns im Welthandel ist die philosophische Sichtweise, die durch diese Ansichtskarte dargestellt wird. Das Foto zeigt keine besonders städtische oder industrielle Szene der Stadt. Es beschwört kein Bild von dynamischem Wirtschaftswachstum. Die Szene lässt jedoch eindeutig ein besonderes Verständnis von Triest und sogar von Österreich erkennen. Es zeigt einen Blick von Österreich auf die Welt.

Wie diese Ansichtskarte ist mein Vortrag heute Abend auch ein kleiner Versuch, die österreichische Geschichte in einem globalen und transnationalen Kontext zu betrachten und dabei auch ihre besondere Bedeutung als Beispiel für Historikerinnen und Historiker, die ganz Europa zum Thema machen, zu überprüfen. Ich vermute, dass dieser Versuch heute besonders wichtig ist, da Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (von Journalisten, Politikern, Pädagogen, Museumskuratoren und Mitgliedern einer interessierten Öffentlichkeit ganz zu schweigen) sowohl über den hundertsten Jahrestag der Gründung einer österreichischen Republik als auch über die Frage, wie man die österreichische Geschichte versteht, lehrt und darstellt, im Moment sehr viel nachdenken. Auf der Karte scheint die Republik Österreich ein relativ kleines Binnenland in Mitteleuropa zu sein. Als solches scheint ihre Geschichte auf ihren heutigen Grenzen beschränkt zu sein, während die Auswirkungen ihrer globalen Vergangenheit minimal erscheinen mögen. Auf der heutigen Landkarte könnte Österreichs besondere Bedeutung darin bestehen – wie es oft zur Zeit des Kalten Krieges verstanden wurde –, dass Österreich als wichtiger neutraler Kreuzpunkt in Mitteleuropa funktionierte, an dem sich Menschen, Unternehmungen und Spione aus den beiden Lagern des Kalten Krieges zum informellen Austausch auf neutralem Gebiet trafen. Wir könnten Österreich heute vielleicht auch als einen wichtigen Standort von Finanzkapital betrachten, das in den postkommunistischen Staaten Mittel- und Osteuropas investiert werden soll, als Zentrum technischen Know-hows, als Hersteller bestimmter Produkte oder als wichtiger Anlaufpunkt für Balkanflüchtlinge während der Jugoslawienkriege der 1990er Jahre. Aber keine dieser vielen Sichtweisen kann sich mit der langfristigen imperialen und globalen Bedeutung von Österreichs Vorgänger, der Habsburgermonarchie, voll messen.

In anderen Teilen der Welt jedoch ist das Interesse gerade an dieser österreichischen imperialen Geschichte in den letzten Jahren erheblich gestiegen. In der letzten Dekade war ich immer wieder erstaunt zu sehen, in welchem Maße Historikerinnen und Historiker außerhalb Europas (von Japan bis in die USA) festgestellt haben, dass österreichische und habsburgische Themen bemerkenswerte Möglichkeiten bieten, globale und transnationale Geschichten zu schreiben. In den Vereinigten Staaten beispielsweise ist die österreichische Geschichte zu einem Ort geworden, an dem transnationale Analysen in so unterschiedlichen Bereichen wie internationalem Recht, wirtschaftliche Entwicklung, Migration, Grenzgebiete und Biografie entwickelt werden können. Als Nordamerikaner habe ich jedoch manchmal das Gefühl, dass Österreicher und Mitteleuropäer sich selbst nicht immer der bemerkenswerten Studienmöglichkeiten bewusst sind, die ihre Geschichte von denen anderer europäischer Gesellschaften unterscheiden.

Nationale Grenzen, Kontinuitäten und angeblich revolutionäre Brüche

Wie wir alle wissen, fängt die Geschichte Europas nicht unbedingt im Jahre 1918 an. Nicht einmal die Geschichte, die für die heutige Politik, Wirtschaft oder Gesellschaft von größter Bedeutung ist, beginnt erst im Jahre 1918. Wenn ich jedoch jetzt von den offiziellen Gedenkfeiern anlässlich des Jahres 1918 in vielen der Nachfolgestaaten höre, habe ich den gegenteiligen Eindruck. Offenbar beginnt die Geschichte Mitteleuropas mit der Gründung dieser Nachfolgestaaten im Jahr 1918; alles, was vorher war, gehört zu einer weniger relevanten Zeit. Gibt es überhaupt etwas, außer einer Art Nostalgie, was uns mit der fernen und imperialen Welt vor 1914 verbindet?

Historikern zufolge lautet die Antwort „Ja“. Gerade jetzt, 2018, werden viele der unsichtbaren Kontinuitäten, die die Welt vor 1914 mit der nach 1918 verbinden, zunehmend von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen erforscht, analysiert und besprochen. Meistens stellen sie fest, dass einige der wichtigsten gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Trends, die wir als Produkte des zwanzigsten Jahrhunderts betrachten, ihren Ursprung doch im 19. Jahrhundert oder sogar früher haben. Noch wichtiger: Mehrere historische Projekte derzeit untersuchen, inwiefern staatliche Institutionen, Verwaltungspraktiken, Infrastrukturen und die Kulturpolitik der Habsburgermonarchie von den Nachfolgestaaten übernommen wurden und entsprechend ihren Bedürfnissen in den Zwischenkriegsjahren angepasst worden sind. Diese Kontinuitäten wurden oft durch die ideologischen Ansprüche der Nachfolgestaaten verdeckt. Diese Staaten wollten ihre vermeintlich modernen und demokratischen Qualitä-

ten jenen der alten Monarchie gegenüberstellen, um sich gegen ihr Erbe klar zu positionieren. Für viele von uns aber sehen die Nachfolgestaaten jedoch in mancherlei Hinsicht der Monarchie viel ähnlicher, als dies vorher zugegeben wurde.

Es soll uns nicht überraschen, dass die verschiedenen National-Gedenkveranstaltungen im Jahr 2018 jegliche Verbindung zur Monarchie ablehnten. Die Gründung der Nachfolgestaaten vor einem Jahrhundert verlangte am Anfang eine starke ideologische Ablehnung gegenüber der Monarchie. Letztendlich hatte die Monarchie die gesamte österreichische und ungarische Gesellschaft durch eine mehr als vierjährige Beteiligung am Ersten Weltkrieg zerstört. Bereits im Dezember 1918 beschrieb Thomas Masaryk die Beziehung zwischen den neuen Nationalstaaten und der alten Monarchie mit folgenden Worten: „Im allgemeinen sind große multinationale Imperien eine Institution der Vergangenheit, aus einer Zeit, in der die materielle Gewalt hochgehalten wurde und das Prinzip der Nationalität noch nicht anerkannt wurde.“ Warum wurde das Prinzip der Nationalität damals noch nicht anerkannt? Weil, nach Masaryk, „die Demokratie noch nicht anerkannt wurde.“ Mit diesem selbstbewussten Versuch, die neuen Staaten mit der Demokratie gleichzustellen, unterschied Masaryk die Nationalstaaten von der Monarchie, die er als fundamental autoritär definierte. Die ganze Existenz der Monarchie, nach Masaryk, hing überhaupt von ihrer Fähigkeit ab, eine „materielle Kraft“ gegen ihre eigenen Untertanen auszuüben. Die neue Geschichte der Nationalstaaten durfte nicht als Teil der Monarchie verstanden werden, außer im Hinblick auf die nationalen Kämpfe, die diese Nachfolgestaaten angeblich hervorgebracht hatten. Aus diesem Grund bezeichneten Propagandisten der Nationalstaaten die Transformationen von 1918 als eine Art *Stunde Null*, einen Moment, in dem die Geschichte endete und neu begann.

1919 war es jedoch nicht so einfach, in der Praxis alles neu zu beginnen. Es war nicht einfach, die viele Verbindungen und Netzwerke der Monarchie aufzulösen. Selbst in einer Zeit der De-Globalisierung, in der die neuen Staaten autarke Wirtschaftspolitik betrieben und sich von den früheren Handels- und infrastrukturellen Beziehungen abgeschnitten hatten, blieben doch bedeutende Fragen der Staatsangehörigkeit und Nationalität in den Nachfolgestaaten bestehen. Eine der schwierigsten Fragen war, wie wir wissen, wer sich in den neuen Staaten für die Staatsbürgerschaft qualifizierte. Da die Staatsbürgerschaft in der Nachkriegszeit den Zugang zu dringend benötigten Sozialleistungen mit sich brachte, wurde dies zu einer kritischen Frage. Wie konnten territoriale Nationalstaaten die Frage der Zugehörigkeit konsequent beantworten? Sehr viele Menschen mussten im Ersten Weltkrieg, vor allem in der österreichischen Reichshälfte, aus ihren Häusern fliehen und in ganz anderen Regionen als Flüchtlinge entweder in Lagern oder auf den Straßen leben. Vor 1918 hatten alle die gleiche Staatsbürgerschaft geteilt. Nation und nationale Zugehörigkeit waren

rechtlich oft ein noch unklares Phänomen. War die nationale Zugehörigkeit von der persönlichen Entscheidung abhängig? Oder hing die nationale Zugehörigkeit von einer Art ethnischer Zuweisung durch die Behörden ab? Was würde mit jenen — oft Juden — geschehen, die keiner offensichtlichen nationalen Kategorie und somit keinem Staat angehörten oder mit denjenigen, die kein Staat haben wollte? Die neuen Staaten konnten es sich nicht leisten, die Flüchtlinge in ihren Territorien weiter zu unterstützen. Diese Situation bot den Staaten aber auch die Möglichkeit, die Demografie ihrer Staaten entsprechend den Wünschen radikaler Nationalisten und Antisemiten umzugestalten, indem der Zugang zur Staatsbürgerschaft eingeschränkt wurde. Dies waren aber praktische Fragen; Fragen, die vom imperialen Regime geerbt waren, aber die auch schon in der Monarchie nie gestellt worden sind.

Während die Nachfolgestaaten behaupteten, alles neu zu gestalten und ihre Bevölkerungen nach Möglichkeit auf eine ethnisch-nationale Bevölkerung hin zu beschränken, versuchten die Politiker die Macht zu erhalten, die sie für sich innerhalb der Monarchie geschaffen hatten. Ironischerweise waren es oft gerade die Nationalisten, die Gesetze oder Verwaltungsstrukturen innerhalb der Habsburgermonarchie geschaffen und Personal eingestellt hatten. Wie wir alle wissen, lautete das erste allgemeine Gesetz, erlassen vom tschechischen Nationalkomitee in Prag: „Alle bisherigen Gesetze und Verordnungen der Provinzen und des Reichs bleiben vorerst in Kraft.“ Nach Alois Rašín war Zweck dieses Gesetzes, „zu verhindern, dass sich eine revolutionäre Situation entwickelt, so dass unsere gesamte Staatsverwaltung am 29. Oktober bestehen bleibt und weitergeht, als ob es überhaupt keine Revolution gegeben hätte.“ Die neue Regierung in Prag wollte einen geordneten Regierungswechsel sichern. Sie wollte aber auch die Verwaltungsstrukturen bewahren, die sie selbst in Böhmen geschaffen hatte. In den folgenden Monaten und Jahren nach 1918 lehnten tschechische Nationalisten das Habsburgerreich konsequent als „Völkerkerker“ oder als „fremden Staat“ ab, der die böhmischen Länder unrechtmäßig besetzt hatte. In der Tat aber war der österreichische Staat ihr Staat, in dem sie erheblichen politischen Einfluss ausgeübt hatten.

Lassen Sie mich jetzt von Kontinuitätsfragen zu Fragen des nationalen Raums und der Grenzen übergehen. Wir Historiker haben seit einiger Zeit erkannt, dass die Organisation der Geschichtsschreibung nicht mehr nach territorialen Nationalstaaten geteilt werden sollte. Die langfristige Beziehung zwischen Geschichtsschreibung und Nationalismus, zusammen mit dem Aufstieg des Nationalstaatsideals im 19. Jahrhundert, hat natürlich gegen die Entwicklung transnationaler, regionaler und globaler Ansätze gewirkt. (Und für einige Schulen — zum Beispiel für die Briten — sage ich quasi boshaft, ist die globale Geschichte fast immer ein Synonym für die nationale imperiale Geschichte gewesen.) Der

Versuch der Nationalstaaten, sich von benachbarten und verwandten Kulturen zu trennen, historische Narrative national zu trennen, hat oft wichtige Verbindungen, Gemeinsamkeiten und Kontinuitäten unsichtbar gemacht. Selbst vergleichende geschichtliche Methodologie wird diesen Verbindungen oft nicht gerecht, wenn sie zwei Nationen vergleicht.

Die Geschichte Österreichs kann heute deswegen nicht einfach aus den Geschichten der verschiedenen Provinzen und Regionen, die das Territorium der heutigen Republik ausmachen, bestehen. Vor dem November 1918 trennten sich die Länder und Völker innerhalb der Grenzen der heutigen Republik nicht von anderen Völkern und Regionen der Monarchie. Wie wir wissen, erlebten viele Menschen in diesen Gebieten des heutigen Österreich eine stärkere Verbindung zu anderen Teilen der Monarchie als vielleicht zueinander. Um ein offensichtliches Beispiel zu nennen: Das Burgenland wurde 1921 aufgrund der Sprachgewohnheiten eines großen Teils seiner Bevölkerung von der Republik Österreich in Anspruch genommen. Aber seine wirtschaftlichen, kulturellen, institutionellen und vielen praktischen Netzwerke waren eher mit dem Königreich Ungarn verbunden. In ähnlicher Weise waren Regionen wie Tirol, Salzburg, Vorarlberg oder die Steiermark eng mit Nachbarländern außerhalb der Grenzen der heutigen Republik, und auch häufig außerhalb der Grenzen der alten Monarchie, verbunden. Sowohl in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts als auch während des Ersten Weltkrieges gab es überdies eine beispiellose Mobilität von Menschen innerhalb der Monarchie (von den Millionen Emigranten aus der Monarchie, von denen viele oft in die Monarchie zurückkehrten, ganz zu schweigen).

Aufgrund dieser und vieler anderer Tatsachen glaube ich, dass die Geschichte der Republik immer noch überzeugende Wege finden muss, um die große Monarchie effektiver in ihre historischen Narrative zu integrieren. Dies wiederum aber stellt Historikerinnen und Historiker vor sehr schwierige Herausforderungen. Es ist gar nicht leicht, die transnationale Geschichte eines selbsternannten Nationalstaats zu schreiben. Sogar in dieser Ära der EU, oder gerade in dieser Ära der Anti-EU, ist die Geschichtsschreibung Europas grundsätzlich mit nationalen Wissenschaftskulturen verbunden (geschweige denn von den Regierungen und Bürokratien zu sprechen, die diese Wissenschaft finanzieren und produzieren). Auch heute verlangen oft Regierungen Narrative von Wissenschaftlern, Erzählungen, die die Nationalstaaten weiter legitimieren. Wie kann man also eine überzeugende Geschichte schreiben, die die wichtigen Bindungen und Netzwerke, die über die heutigen politischen Grenzen hinausgehen, in den Mittelpunkt der Erzählungen stellen?

Der Fall Österreich bietet (und hat schon lange Zeit geboten) Historikern eine Möglichkeit, die im restlichen Europa fast unübertrefflich ist, echte trans-

nationale Geschichte zu schreiben. Nehmen wir die Geschichtsschreibung des britischen Kolonialreichs zum Beispiel, für die es etwa schon lange eine Binsenweisheit war, dass schottische oder irische Beamte, Soldaten und Geschäftsleute eine entscheidende Rolle beim Aufbau und bei der Führung des Kolonialreiches spielten. Ihr Einfluss endete auch nicht mit der Entkolonialisierung. Die globalen Netzwerke und das Wissen dieser Menschen spielten auch später eine wichtige Rolle, zum Beispiel nach der Gründung der Irischen Republik. Vielleicht könnten wir das Verhältnis des heutigen Österreich zu seiner imperialen Vergangenheit noch stärker in einem vergleichbaren Licht sehen. Das imperiale Wissen, die Netzwerke, die Welterfahrung vieler Österreicher überlebten den Untergang der Monarchie. Natürlich beherrschte Österreich kein überseeisches Imperium, aber es verwaltete ein riesiges Kontinentalimperium und regierte auch dreißig Jahre lang sein bosnisches Protektorat.

Damit meine ich nicht, dass österreichische Historikerinnen und Historiker selbst die zahlreichen europäischen und globalen Verbindungen, die die österreichische Monarchie geschaffen hatte, nicht ausreichend erforscht haben. Ganz im Gegenteil, und besonders hier in Graz! Wenn überhaupt, glaube ich, dass Österreich die einzige nationale Geschichtszunft ist, die sich vorrangig mit dem Studium des habsburgischen Mitteleuropas als größerem Ganzen befasst hat, was in den vielen anderen Nachfolgestaaten leider nicht der Fall ist. Dort, unter deren Historikern, erhält die Geschichte des Ganzen weniger Aufmerksamkeit und sie fehlt leider überhaupt in der Prioritätensetzung. Wir finden dort hervorragende individuelle Bemühungen und manchmal auch Kooperationen mit österreichischen Institutionen, aber im Gegensatz zu Österreich gibt es keine größeren institutionellen Anstrengungen, die Geschichte im Sinne eines gemeinsamen imperialen Raums zu schreiben. Aber auch in Österreich hat diese Praxis ihren Preis. Ein Teil dieses Preises ist die anhaltende Unterscheidung, die häufig zwischen dem Studium der Monarchie einerseits und dem Studium der Republik andererseits getroffen werden muss. Oft fehlt gerade die Kontinuität zwischen den zwei Regimes.

Es ist klar, dass wir nur durch die Untersuchung der Monarchie das kritische Ausmaß von Verbindungen und Netzwerken zwischen verschiedenen Menschen und Orten in Mitteleuropa verstehen können. Diese Verbindungen können auch nicht einfach auf nostalgische Weise als eine Art utopischer Kulturmischung behandelt werden, die in der verschwundenen Monarchie erlebt worden war, in der alle Menschen gemeinsame Speisen und gemeinsame Einrichtungen wie das Kaffeehaus erlebten. Diese Verbindungen definieren häufig auch kritische Merkmale der neuen Staaten. Mehrere Statistiken über die Mobilität der mitteleuropäischen Bevölkerung legen zum Beispiel auch nahe, inwieweit eine Geschichte Österreichs transnational sein muss. Historikerinnen wie Andrea

Komlosy schätzen, dass um 1900 bis zu 40% aller Österreich-Ungarn ihren ursprünglichen Heimatort verlassen hatten, um in einen anderen Teil der Monarchie zu ziehen, manchmal in die Nähe ihrer Heimat, manchmal in eine andere Region. Noch bemerkenswerter sind die vier Millionen Menschen, die zwischen 1876 und 1910 aus Österreich-Ungarn nach Lateinamerika oder Nordamerika emigrierten, entweder über die Hamburger Häfen oder aus Triest und Fiume. Noch bemerkenswerter und zugleich weniger untersucht sind die hunderttausenden Migranten, die aus Nordamerika nach Österreich-Ungarn zurückgekehrt sind. Diese Menschen brachten oft neues Kapital, neue Fähigkeiten und immer neue Erfahrungen von einer größeren Welt mit sich.

Gestatten Sie mir zum Schluss, zur Ansichtskarte des Triester Hafens zurückzukehren, mit der ich diesen Vortrag begonnen habe, um einen letzten Punkt anzusprechen. Das Bild bestätigt die kritische Bedeutung der österreichischen Geschichte auf einer anderen Weise. Die Postkarte enthält in ihren Rahmen Elemente des Lokalen, des Regionalen und vielleicht, wenn wir unsere Vorstellungskräfte nutzen, auch das Globale. Auf dem Kai sehen wir Einheimische, die vielleicht am intimen Leben eines Stadtviertels beteiligt sind. Wir sehen aber auch Schiffe, die bereit sind, Menschen und Fracht zu benachbarten Häfen an der Adria zu transportieren. Und darüber hinaus sehen wir Schiffe vor Anker, die bald mögliche Ziele auf der ganzen Welt erreichen werden.

In den vergangenen zwei Jahrzehnten haben uns die Globalhistoriker gelehrt, dass die globale Geschichte keine Weltgeschichte ist. Sie ist keine Geschichte, die „von oben“ erzählt wird, keine Geschichte, die die allgemeinen und gleichzeitigen Trends in der ganzen Welt erfassen soll. Vielmehr untersucht die globale Geschichte spezifische Begegnungspunkte, Verbindungspunkte und spezifische Bewegungsbahnen bestimmter Personen oder Gruppen von einem Ort zum anderen. Dazu werden Punkte untersucht, an denen sich lokale Geschichten aus verschiedenen Teilen der Welt kreuzen. In diesem Sinne glaube ich, dass es vor allem im heutigen Österreich wenige lokale oder provinzielle Geschichten gibt, die keine globale Bedeutung annehmen können. Wenn wir außerhalb den einschränkenden und oft irreführenden Nationalgrenzen der Nationalgeschichtsschreibung denken, schenken wir eigentlich der Lokalgeschichte eine größere Bedeutung. Österreich mag vielleicht ein kleiner Binnenstaat im Herzen Europas sein, aber innerhalb der provinziellen Gebirgstäler, in den Stadtvierteln, in den landwirtschaftlichen Dörfern gibt es überall wichtige Spuren von Geschichten von globaler Bedeutung.

Dies ist ein kritisches Erbe einer imperialen Vergangenheit, das, meiner Meinung nach, für alle Nachfolgestaaten gilt. Heute glaube ich jedoch, dass unter den Historikern aller Nachfolgestaaten nur österreichische Historikerinnen und Historiker gut aufgestellt sind, um dieses Erbe kritisch zu untersuchen. Ich hof-

fe, dass mutige Historikerinnen und Historiker in den anderen Nachfolgestaaten aufgefordert werden können, solch einem österreichischen Beispiel zu folgen. Dafür müssen sie jedoch von Regierungen, Stiftungen und von der EU unterstützt werden. Und in diesem Moment des neu aufblühenden Nationalismus in Europa sehe ich leider wenig offizielle Motivation, eine globale Geschichte Mitteleuropas zu unterstützen. Aber wie ich auch anfangs feststellte, werden europäische und österreichische Historikerinnen und Historiker in dieser Herausforderung von sehr vielen Kollegen auf der ganzen Welt unterstützt; Kollegen, die schon die einzigartigen Möglichkeiten erkannt haben, die die österreichische Geschichte den Studenten der transnationalen und globalen Geschichte bietet.

Anhang



Postkarte eines Triestkais, 1907.

Die joanneische Steiermark

Dieter A. Binder

Die joanneische Steiermark liegt unter dem Schutt der Erzherzog Johann-Mythen begraben. An diesen Mythen strickten Erzherzog Johann selbst und jene, die ihre tagespolitischen Anliegen durch die Berufung auf den „steirischen Prinzen“ zu sakralisieren suchten. Hier gilt, was Karl-Markus Gauß über die nationalen Identitätskonstrukteure geschrieben hat, die „sich ja immer erst auf die Vergangenheit [...] berufen, wenn sie diese verfälscht haben.“¹

I.

Im Palazzo Pitti zu Florenz wurde am 20. Jänner 1782 Erzherzog Johann Baptist als das 13. Kind des Großherzogs der Toskana (Peter) Leopold und dessen Frau Maria Ludovica, der Tochter des spanischen Königs Karl III., geboren. Zunächst italienisch und französisch sprechend, brachte ihm das Deutsche eine Kinderfrau nahe. Als sein Vater 1790 seinem verstorbenen Bruder Josef II. als Kaiser folgte, übersiedelte die Familie nach Wien. Der frühe Tod der Eltern 1792 schnitt auch tief in das Erziehungsprogramm des Kindes ein, das von seinem von der Aufklärung geprägten Vater frühe Vorlieben für historische, geografische, naturwissenschaftliche und technische Fragen zeigte. Sein kaiserlicher Bruder Franz II. (I.) verfügte als Vormund einen militärisch ausgerichteten Bildungsgang. Zum Glück für den Heranwachsenden befanden sich unter seinen Lehrern der Schweizer Offizier Armand Graf Mottet, der ihm die Ideenwelt Jean Jacques Rousseaus nahebrachte, und der ebenso aus der Schweiz stammende Johannes von Müller, der gleichfalls von der Aufklärung zutiefst geprägte Autor der „Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft“.² Müller, mit Johann Gottlieb Herder ebenso befreundet wie mit Joseph von Hormayr, fokussierte Johanns Hinwendung zum Alpenraum und zum Widerstand gegen das napoleonische Frankreich. Hans Wagner unterstreicht diesen Einfluss des Erziehers, von dem

1 Karl-Markus Gauß, *Zwanzig Lewa oder tot. Vier Reisen*, Wien 2017, 118.

2 Franz Xaver von Wegele, Johannes von Müller, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, Leipzig 1885, Bd. 22, 587–610.

Johanns „nie mehr erlahmende[s] Interesse für die Alpen und ihre Bewohner, die Vorliebe für die freien Bauern der Schweiz und Tirols“³, aber auch jene josephinisch geprägte aufgeklärte Haltung kamen, die als „liberal“ etikettiert wurde.

Kaiser Franz übertrug dem 18-jährigen Johann, für Wagner Ausdruck der kaiserlichen Eifersucht auf den erfolgreichen Bruder Erzherzog Carl, das Armeekommando für den süddeutschen Raum, setzte ihm aber mit dem Stabschef Franz Freiherr von Lauer einen mäßig begabten Aufpasser vor die Nase, der die kaiserliche Truppen bei Hohenlinden Anfang Dezember 1800 in die Katastrophe führte. Diese Niederlage überschattete Johanns militärische Laufbahn von Beginn. Zum Generaldirektor des Genie- und Fortifikationswesens ernannt, eher abgeschoben denn befördert, bereiste Johann ab 1801 intensiv den Alpenraum und entwickelte Pläne zur Schaffung eines Alpenreduits, die er nicht umsetzen konnte, die auch schon im Hinblick auf die Versorgung der Bevölkerung und der Truppen nicht umzusetzen waren, und daher musste er schließlich 1805 Tirol räumen, dessen Verlust im Frieden von Preßburg ihn persönlich tief verletzte. Eng mit Hormayr und Friedrich Gentz verbunden, schwenkte er ins Lager des deutschen Widerstandes gegen Napoleon, organisierte ab 1808 die Landwehr in den habsburgischen Alpen- und Donauländern, brachte sich in die Vorbereitung des Tiroler Aufstandes 1809 ein, kämpfte siegreich mit der Südmarmee im norditalienischen Raum, ehe er zur Unterstützung der Nordarmee befohlen wurde. Von den Franzosen bei Győr/Raab am 14. Juni 1809 gestellt, musste er jene Niederlage hinnehmen, die ein rechtzeitiges Eintreffen bei der Hauptarmee verhinderte. Die Niederlage bei Wagram beendete de facto seine militärische Karriere. Im Widerspruch zur Wiener Politik exponierte sich Johann 1813 erneut im Kampf gegen Napoleon. Das von ihm gedachte Alpenreduit sollte mit englischer und russischer Unterstützung eine weitere Front gegen Frankreich eröffnen und so Wien zu einem Frontwechsel zwingen. Seine Einbindung in die damit einhergehende Tiroler Aufstandsplanung, sein Traum vom Alpenbund, seine Selbstimagination als „Kommandant der Bergzitadelle“, seine Popularität in der Bevölkerung waren der Grundstock für die Denunziation Johanns als „Möchtegern-König eines Reiches Rätien“ und ein neuer Anlassfall für die kaiserliche Eifersucht.⁴ Eine vorsichtige Dezentralisierung der Macht, wie sie in der Ernennung Erzherzog Carls zum Gouverneur und Generalkapitän des Königreiches Böhmen nach dem Frieden von Campo Formio partiell sichtbar wurde, scheiterte nicht nur am Kaiser, sondern wohl auch an der sich eta-

3 Hans Wagner, Johann Erzherzog von Österreich, in: Neue Deutsche Biographie 10 (1974), <https://www.deutsche-biographie.de/sfz61160.html#ndbcontent> (8.02.2017).

4 Werner Köfler, Erzherzog Johann und Tirol, in: Grete Klingenstein, (Hg.), Erzherzog Johann von Österreich. Beiträge zur Geschichte seiner Zeit, Graz 1982, 63–72, hier 64–68.

blierenden zentralen Bürokratie, die keinen Platz für die begabten, nachgeborenen Söhne des Hauses Habsburg hatte.⁵ Vorstöße der Tiroler, den Erzherzog als Gouverneur im Land wirken zu lassen, waren naturgemäß zum Scheitern verurteilt. Nach der Aufhebung des Einreiseverbots für Erzherzog Johann, eine Folge der Alpenbund-Affäre, durfte er ab 1833 wieder in Tirol im Interesse des Militärs wirken. Der Bau der Franzensfeste bei Brixen und des Sperrforts an der Niklasmauer bei Nauders ab 1833/34 spiegeln Überlegungen früherer Jahre wider. Eine administrativ-politische Funktion darüber hinaus blieb ihm verwehrt.

Der vom kaiserlichen Hauptquartier lancierten Behauptung, Johann trage die Schuld an der Niederlage in der Schlacht bei Wagram, trat der Erzherzog publizistisch entgegen. 1810 erschien die „Relation über die Schlacht bei Deutsch-Wagram auf dem Marchfelde“, die mit Materialien angereichert von einem anonymen Offizier des Generalstabes publiziert wurde. Ein weiterer Anonymus im Offiziersrang diskutierte 1811 die „Vertheidigung des Brückenkopfes von Preßburg im Jahre 1809“. Der Broschüre folgte in Leipzig 1817 „Das Heer von Innerösterreich im Jahre 1809“, die sich auf Johanns „Feldzugserzählung 1809“ stützte.⁶ Der Verfasser, Joseph Freiherr von Hormayr, verlor als enger Vertrauter des Erzherzogs im Zuge der Alpenbund-Affäre sein Amt als Direktor des Haus-, Hof- und Staatsarchives und wurde zusätzlich 1813 mit Festungshaft bestraft. Zusammen mit dem Erzherzog hatte er seit 1807 an der österreichischen Zensur vorbei im Widerstand gegen Napoleon eine „einheitliche deutsche Gesinnung“ propagiert.⁷ Wieder auf freiem Fuß blieb er Johanns Apologet auch dann, als er, in bayrische Dienste übergetreten, eine anhaltende literarische Fehde gegen Kaiser Franz und das System Metternichs führte.⁸ Schließlich erschien 1848, der Erzherzog figurierte als Reichsverweser, eine Hommage auf den Militär des „Befreiungskrieges“. Hormayr publizierte erneut seine Darstellung von 1817, nun aber nicht mehr anonym und mit einem neuen Titel: „Das Heer von Innerösterreich unter den Befehlen des Erzherzog Johann im Kriege von 1809“ (Leipzig).

Der Verlust von Tirol, das Bayern zugeschlagen worden war, das mit einem Landesverweis verbundene Scheitern des Alpenbundes vertrieben Johann aus seinem Herzensland, dem er im Namen seines Sohnes Franz, dem Grafen

5 Grete Klingenstein, Joanneische Skizzen, in: Klingenstein, Erzherzog Johann, 9–20, hier 13 f.

6 Das Original erschien erst von Alois Veltze ediert in Wien 1909.

7 Otto W. Johnston, Der deutsche Nationalmythos. Ursprung eines politischen Programms, Stuttgart 1990, 99.

8 Dieter A. Binder, Die politisch-historische Instrumentalisierung des Erzherzog-Johann-Mythos, in: Österreich in Geschichte und Literatur 43 (1999), 281–295, hier 283 f.

von Meran,⁹ als Kind einer morganatischen Beziehung war dieser eben kein Habsburger, ein Denkmal setzte wie durch seinen endgültigen Begräbnisort in Schenna, wohin sein Leichnam zehn Jahre nach seinem Tod am 11. Mai 1859 überführt werden sollte.¹⁰ Vorangegangen war der Namensgebung seines Sohnes der Ankauf des Schlosses und der Herrschaft Schenna in Südtirol 1845,¹¹ während dessen Mutter Anna zunächst in ihrem Adelsprädikat Bezug auf den 1818 von Johann bei einer Auktion erworbenen Brandhof Bezug nahm. Nach dem Verlust Tirols kaufte sich Johann zunächst in Thernberg an, wo er das Schloss mit seinen Sammlungen einrichtete und mitten im abgeschiedenen Semmering-Gebiet ein Junggesellenleben führte. So gesehen war die Steiermark seine dritte Liebe.

II.

Thernbergs Lage an der Peripherie des habsburgischen Zentralraumes, des Erzherzogtums Österreich, konnte nur privater Rückzugsraum und nicht Ausgangspunkt für Johanns politisch-administrative Ambitionen sein. Die Grafschaft Tirol war nicht mehr habsburgisch, so musste Johanns Blick auf den vormals innerösterreichischen Raum fallen. Seinen Aufruf zur Sammlung historischer Dokumente richtete er an „sämmliche Werbbezirke des Herzogthums Steyermark und Kärnthen“.¹² Das sich abzeichnende Scheitern seiner Hoffnungen, als Gouverneur seines „Tirols“ eine ihn befriedigende öffentliche Aufgabe zu finden, wobei er sich gleichsam als ideeller Erbe der Tiroler Linie der Habsburger sah,¹³ ließ ihn möglicherweise an ein korrespondierendes Modell denken. Und hier bot sich eben jene innerösterreichische Tradition der Habsburger an, die Graz kurzzeitig zur Residenzstadt und über lange Zeit zur zentralen Stadt Innerösterreichs werden ließ. Vieles, was von hier auf Anregung Johanns ausging, förderte er auch in seinem Traumland Tirol.

9 Mit der kaiserlichen Genehmigung der Eheschließung mit Anna Plochl (1804–1885) musste Johann ausdrücklich auf die Zugehörigkeit seiner Nachkommen zum Erzhaus verzichten. 1834 erwirkte Johann die Erhebung seiner Gemahlin zur Freifrau von Brandhofen. Dabei wurde festgelegt, dass Nachkommen aus dieser Ehe dem Stand und Namen der Mutter folgen sollten. So kam das einzige Kind des Ehepaares Franz Ludwig Johann Baptist (1839–1891) als Freiherr von Brandhofen zur Welt, wurde allerdings nach anhaltenden Interventionen seines Vaters 1845 mit der Rangerhöhung zum Grafen von Meran durch Kaiser Ferdinand bedacht. 1850 erhob Kaiser Franz Joseph auch dessen Mutter in den Grafenstand.

10 Schon 1832 hatte er während eines klandestinen Kurzaufenthalts in Kals „Tiroler Erde“ mitgenommen, „damit auf dieser einst mein Haupt im Grabe ruhe“. Tagebucheintragung Erzherzog Johanns 1845, zit. n. Köfler, Erzherzog Johann, 72.

11 Franz Spiegelfeld, Schloss Schenna. Lebendige Vergangenheit entdecken, Regensburg 2008.

12 Der mit „Wien am 10. September 1811“ datierte Sammlungsauftrag findet sich als Faksimile im von Grete Klingenstein herausgegebenen Katalog „Erzherzog Johann von Österreich“ (Graz 1982, 137).

13 Köfler, Erzherzog Johann, 63 f.

Basis für die Bestrebungen des Erzherzogs im steirisch/innerösterreichischen Raum bildete das durch die Überlassung seiner Bibliothek sowie naturkundlichen und technischen Sammlungen an die steirischen Stände 1811 gestiftete „National-Museum“, das seinen Namen tragen sollte. Der damit verknüpfte Ausbau des Bildungswesens korrespondierte mit merkantilistischen und physokratischen Ansätzen zur Belebung der Wirtschaft, während die Hinwendung zu historischen Sammlungsgebieten an die Stelle der verkümmerten ständischen Repräsentation ein modernes Landesbewusstsein als emanzipatorische Folie zu setzen hatte. Ausgehend von den Grundstoffen der Steiermark zielten die Maßnahmen auf eine Steigerung der land- und forstwirtschaftlichen Produktivität sowie des Berg- und Hüttenwesens. Klar erkannte Johann, dass diese Maßnahmen nur in Verbindung mit der Wissenschaft als Innovationsbringer und als Träger der Lehre zum Erfolg führen konnten. Die Basis einer modernen Verwaltung aber hatte exakte Bestandsaufnahmen des Ist-Zustandes der Region zu liefern, deren Erkenntnisse wiederum in das Landesbewusstsein einzufließen hätten. Aber auch Herders Sichtweise auf die kleinen Völker hinterließ hier ihre Spuren. All dies verknüpfte der Erzherzog mit eigenen wirtschaftlichen und historischen Interessen.

Im Dezember 1810 wandte sich Johann im Wege der Kreisämter an die Bezirks-, Herrschafts- und Güterverwaltungen, um Antworten auf 132 Fragen in sieben Abschnitten zu erhalten. Der Fragebogen umfasste einen „topographisch-politisch-demographischen Teil, Fragen zu religiös-sittlichen Zuständen, u. a. Schulwesen und Geistlichkeit, Fragen zur medizinischen Versorgung der Bevölkerung, zu physikalisch-naturhistorischen Begebenheiten, zu Forst- und Landwirtschaft, Bergbau und Handel“; gleichzeitig sollte die Stimmung im Volk erhoben werden, wodurch eine Zuordnung zur Tradition der „Kameral- und Polizeywissenschaften“ gegeben ist.¹⁴ Die Ergebnisse der Erhebung flossen partiell in Georg Göths mehrbändige Untersuchung „Das Herzogthum Steiermark“ ein, die sich als „geographisch-statistisch-topographisch“ gestaltetes Handbuch mit historischen Exkursen verstand.¹⁵ Die ersten drei Bände, zwischen 1840 und 1843 erschienen, umfassen eine einleitende Übersicht, der die Darstellungen des Brucker und Judenburger Kreises folgen. Der vierte Band, sein Manuskript liegt im Steiermärkischen Landesarchiv, war dem Grazer Kreis gewidmet und blieb unveröffentlicht, da einerseits 1843 Gustav (von) Schreiners „Grätz“-Studie erschien, andererseits die strukturellen Änderungen ab 1848 eine völlige Überarbeitung des Manuskriptes erzwungen

¹⁴ Klingenstein, Erzherzog Johann (Katalog), 170.

¹⁵ Georg Göth, *Das Herzogthum Steiermark geographisch – statistisch – topographisch*, 3 Bde., Wien 1840, 1841, 1843.

hätten. Johann Felix Knaffl legte 1813 seinen „Versuch einer Statistik von dem kameralistischen Bezirke Fohnsdorf im Judenburger Kreise“ vor, dem Gouachen von Johann Lederwasch, Texte von Weihnachts-, Dreikönigs- und Paradiesspielen sowie Noten beigegeben waren.¹⁶ Im Handexemplar des Verfassers findet sich überdies ein Idiotikon. Allerdings wurde dieses Manuskript erst 1928 von Viktor von Geramb ediert. Dieser nutzte die Handschrift, in der auch der Begriff Volkskunde erstmals verwendet worden ist, bereits vor dem Ersten Weltkrieg zur theoretischen und organisatorischen Verankerung der „Deutschen Volkskunde“ am Joanneum und an der Grazer Universität. Für die Hauptstadt des Herzogtums Steiermark liegt die bereits erwähnte Erhebung vor, die vom Grazer Ordinarius für Staatenkunde Schreiner in Zusammenarbeit mit seinen Kollegen, dem Philologen und Historiker Albert von Muchar und dem am Joanneum und an der Universität als Professor tätigen Botaniker Franz Unger sowie dem Mediziner Christian Weiglein, erarbeitet worden ist.¹⁷ Das 1843 erschienene Buch wird durch einen historischen Überblick eingeleitet, dem ein erster Teil mit den geografischen, klimatologischen, geologischen Darstellungen des Grazer Raumes folgt und der mit einer Übersicht über die Flora und Fauna schließt. Der zweite Teil umfasst unter der topografischen Beschreibung eine allgemeine Erhebung der Stadt, der detaillierten Beschreibungen der Inneren Stadt und der Vorstädte folgen. In einem „ethnographische[n] Gemälde“ werden in der Biostatistik die Gliederung der Grazer Gesellschaft, deren nationale und religiöse Zugehörigkeit sowie deren Migrationsverhalten analysiert. Das Gesundheitswesen umfasst nicht nur den medizinischen Zustand der Bevölkerung, sondern auch deren medizinische Versorgung. Dem Fürsorgewesen ist ein weiterer Abschnitt gewidmet, der von der Armenfürsorge über die Korrekationsanstalten (Arbeitshaus und Gefängnis) bis hin zum Geld-, Versicherungs- und Pensionswesen reicht. Darauf bauen die wirtschaftlichen Koordinaten der Stadt und ihrer Umgebung auf. Unter den „moralischen Zustände[n] und Verhältnisse[n] der Bewohner“ werden zunächst Charakter, Familien- und Gesellschaftsleben gezeichnet, auf die „Volksbelustigungen“ folgen die „Geistesbildung“, die literarische „Tätigkeit“ und Einrichtungen der „Kunstbildung“. Dem Bildungswesen ist wie den wissenschaftlichen und wirtschaftsorientierten Vereinen breiter Raum gewidmet. Abschließend werden die staatlichen Behörden, die politische Vertretung der Landstände und schließlich die Stadtverwaltung und das uniformierte Bürger-

16 Viktor von Geram, (Hg.), Johann Felix Knaffl, Die Knaffl-Handschrift: eine obersteirische Volkskunde aus dem Jahre 1813, Berlin 1928.

17 Gustav Schreiner: Grätz. Ein naturhistorisch – statistisch – topographisches Gemälde dieser Stadt und ihrer Umgebung, Grätz 1843.

corps behandelt. Die Topografie der Umgebung reicht von heutigen Stadt-
randbezirken über die Schlösser und Burgen der unmittelbaren Umgebung bis
hin zum Rand des Grazer Beckens und über den Weizer Raum zur Riegersburg
und nach Bad Gleichenberg. Man kann hier von einer romantisch geprägten
Melange von „Altertümern“ und „Landschaft“ sprechen. In Summe muss die-
ser reich bebilderte Band, dem auch Karten von Graz und Umgebung beige-
geben sind und der Erzherzog Johann gewidmet ist, als die Antwort auf des-
sen 1810 ausgesandte 132 Fragen gelesen werden. Schließlich kann auch die
Johann gewidmete Darstellung der Steiermark von Franz Xaver (von) Hlubek
in diese Tradition gestellt werden.¹⁸ Hundert Jahre nach Johanns Tod wurde vom
Steiermärkischen Landesarchiv die Schaffung einer „neuen steirischen Landes-
topographie“ proklamiert, die letztlich einen Gerichtsbezirk erfassen sollte.¹⁹

Eine andere Form der Landestopografie stellt die ca. 1500 Blätter umfassende
Sammlung von Ansichten dar, die die Kammermaler im Auftrage des Erzher-
zogs schufen. Die ältesten Darstellungen der Steiermark dieser Sammlung ge-
hen auf Johann Kniep zurück, der „wohl ebenso militärisch wie wirtschaftlich
interessante Punkte – Straßenengen in der Frein, beim Toten Weib oder den
Eingang von Neuberg“²⁰ dokumentierte. Daneben galt bereits 1803, naheliegend
bei einer militärischen Inspektionsreise, den Eisenwerken das darstellerische
Interesse. Ab 1810 gehörte Karl Russ zu Johanns Personal, der in dessen Auftrag
Kleidungsstudien im bäuerlichen Raum zu betreiben hatte und mit seinen 35
Aquarellen entschieden das Trachtenverständnis von Viktor von Geramb und
Konrad Mauthner prägen sollte. Jakob Gauermann, der nach dem Austritt von
Russ 1818 als Kammermaler angestellt wurde, lieferte bereits ab 1811 „Prospecte
steyrischer Landschaften“.²¹ Insgesamt schuf er bis 1818 62 Landschaftsbilder.
Matthäus Loder fokussierte ebenso die „spektakuläre“ Landschaft, visualisier-
te aber auch die frühe Industrie, das Gewerbe und die arbeitenden Menschen.
Die Vorgaben Johanns waren detailliert und mussten systematisch abgearbei-
tet werden. Loder hatte auf einer Reise im Auftrag seines Arbeitsgebers etwa
in der Obersteiermark die bäuerliche Kleidung, „die Anzüge der Bürger in
Kindberg, die Arbeitskleidung der Hammerleute in Kapfenberg, die Trachten

18 Franz Xaver Hlubek, *Ein treues Bild des Herzogthumes Steiermark*, Gratz 1860; ders., *Die Landwirthschaft des Herzogthumes Steiermark*: als Festgabe für die Mitglieder des X. Versammlung Deutscher Landwirthe, Graz 1846.

19 Fritz Posch, *Geschichte des Verwaltungsbezirkes Hartberg*, 2 Bde, Graz 1978–1990. Einen etwas verkümmerten Ansatz bietet: Werner Tscherne/Helmut Gebhardt/Theobald Müller, (Hgg.), *Geschichte der Bezirkshauptmannschaft Deutschlandsberg: Verwaltung – Gendarmerie – Schulwesen*. Festschrift aus Anlass des Jubiläums „100 Jahre Bezirkshauptmannschaft Deutschlandsberg im Amtsgebäude Kirchengasse 12“, Deutschlandsberg 2001.

20 Walter Koschatzky, *Die Kammermaler*, in: *Klingenstein, Erzherzog Johann*, 399–413, hier 402.

21 Koschatzky, *Kammermaler*, 406.

in Aflenz, Seewiesen und Mariazell, die Arbeitskleidung der Holzknechte am Weichselboden, der Rechenarbeiter in Hieflau, der Bergleute in Eisenerz und in Radmer zu dokumentieren.“²² Die Maler erfassten aber nicht nur Aspekte des Lebens in der Steiermark und deren Ansichten, sondern widmeten sich auch den Besitzungen Johanns, seinem Privatleben und waren Reisebegleiter wie Thomas Ender, der allerdings nicht mehr angestellter Kammermaler war. Ihm oblag die Dokumentation der Weststeiermark, nachdem Johann den Gutsbetrieb in Stainz 1840 erworben hatte.

Johanns dokumentarisches Interesse, das die Basis für Innovationen schaffen sollte, veranlasste ihn nicht nur zu Aufträgen für konkrete Dokumentationsreisen seiner Kammermaler und Forschungsexkursionen, wie sie etwa Friedrich Mohs im Hinblick auf Lagerstätten und Mineralien in der Steiermark oder Peter (von) Tunner im Raum des Deutschen Bundes, in Schweden, England, Belgien, der Schweiz und Italien im Hinblick auf das Berg- und Hüttenwesen durchführen mussten, sondern betraf auch ihn selbst. Seine akribische Tagebuchführung, die die Basis für seine „Denkwürdigkeiten“ darstellt, reiht ihn unter die großen Verfasser von Ego-Dokumenten vom Format eines Karl Graf von Zinzendorf. Anhand seines Tagebuches über seine Reise nach Frankreich, England und Schottland 1815/16 unmittelbar nach dem Ende des Wiener Kongresses, kann festgehalten werden, dass Johann seinem Fragenkatalog treu geblieben ist und intensiv dokumentiert hat.²³ Es wäre unsinnig, die Reise auf den Aspekt der Industriespionage zu reduzieren, denn das Tagebuch reicht von wirtschaftlichen und technischen Bereichen über Beobachtungen zu sozialen Materien bis hin zu infrastrukturellen Beobachtungen. Nur noch in Spurenelementen sind Aspekte der klassischen Kavalierstour nachweisbar, gelegentlich werden derartige Begegnungen überhaupt aus dem Reisetagebuch ausgeschlossen. Das eigentliche Reiseziel korrespondiert mit Johanns Interesse an den „Kameral- und Polizeywissenschaften“ und steht in der Tradition der Englandreisen. Ein solche absolvierte Karl Haidinger, dessen Sohn Wilhelm unter anderem bei Mohs am Joanneum studiert hatte, 1795/96. Ein anderer enger Vertrauter Johanns, Ferdinand von Thinnfeld, unternahm ebenso eine vergleichbare Englandreise. Nach Johann wäre jene von Alexis von Tocqueville zu erwähnen (1835). Johann selbst ließ Aspekte dieses Tagebuches durch Hugo Altgraf von Salm-Reifferscheidt, der selbst 1801 eine Studienreise nach England unternommen hatte, im „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst“ bereits 1816/17 publizieren. Die Bereitschaft des Erzherzogs zur Dokumentation spiegelt sich im

22 Koschatzky, Kammermaler, 408 f.

23 Erzherzog Johann, Ein Land, wo ich viel gesehen. Aus dem Tagebuch der England-Reise 1815/16, Graz 2010.

privaten Bereich, wo er der Hinwendung zu seiner späteren Gattin Anna Plochl ein literarisches Denkmal aus eigener Hand setzte, dessen Bildsequenzen von Loder zeitnah angefertigt worden waren.²⁴ Hier zielten die Aufzeichnungen auf eine Deutungshoheit des Geschehenen ab, nachdem seine Gattin zur Gräfin von Meran erhoben worden war.²⁵ Dieser Drang zur Deutungshoheit spiegelt jene Publizistik, die aus dem Umfeld des Erzherzog kommend, Johanns militärische Leistungen im Widerspruch zur Wiener Meinung darzustellen hatte. Für die Zeit danach traten an deren Stelle die Rechenschaftsberichte jener Institutionen, die auf Initiativen des Erzherzogs zurückgingen. So erschienen ab 1812 der Jahresbericht des Joanneums, die Verhandlungen und Aufsätze der Landwirthschafts-Gesellschaft ab 1819.

III.

Ausgehend von seinen bereits in Tirol entwickelten Plänen dachte Erzherzog Johann die Errichtung eines Museums „am Lyceo zu Gratz“ an, in dem er ein „Hülfsmittel“ zur gezielten Förderung der „Naturgeschichte, Oekonomie, Physik, Technologie und Chemie“ sah.²⁶ Von Beginn an legte Johann trotz der angestrebten Verknüpfung mit dem Lyzeum auf eine sichtbare Trennung der Sammlungen, die durch entsprechende Werkstätten, Labors und Hörsäle zu ergänzen wären, größten Wert. Schlussendlich etablierte Johann im Zusammenspiel mit den steirischen Ständen, die die Stiftung entgegennahmen und den Betrieb mitfinanzierten, ein Konglomerat aus Museum, Bibliothek, Botanischem Garten und Lehranstalt, das einerseits den Lehrbetrieb des Lyzeums ergänzen sollte, andererseits sonntagsschulhaft Fortbildungskurse ermöglichte und dem Bürgertum Bildungsangebote machte. Der Studienbetrieb startete im Dezember 1811 mit Lorenz von Vests Anstellung als Professor der Chemie und Botanik, während Franz Jeschowsky die Technologie betreute. Johann finanzierte die Professur der Mineralogie, deren erster Vertreter Friedrich Mohs bis heute in der Härteskala, nach der Mineralien unterschieden werden, fortlebt. Das Angebot wurde schließlich durch Johann Philipp Neumanns Vorlesungen zur Astronomie abgerundet. Damit war im August 1812 eine erste Ausbaustufe des naturwissenschaftlich-technischen Unterrichts am Joanneum gegeben, dessen Integration in den

24 Alfred Wokaun/Walter Koschatzky, (Hgg.), *Erzherzog Johann von Österreich, Der Brandhofer und seine Hausfrau*, Graz 1959.

25 Walter Koschatzky, *Erzherzog Johann von Österreich*, in: *Erzherzog Johann, Brandhofer*, 215–233, hier 222.

26 Zum Joanneum vgl. Dieter A. Binder, *Das Joanneum in Graz – Lehranstalt und Bildungsstätte. Ein Beitrag zur Entwicklung des technischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts im 19. Jahrhundert*, Graz 1983.

Studienplan der Philosophischen Fakultät des Lyzeums vorangetrieben werden sollte. Johann trat heftig für die Einführung von Pflichtlehrveranstaltungen ein, um so die Ernsthaftigkeit des Unternehmens zu unterstreichen.

Weit davon entfernt, auch nur annähernd die Kompetenz des Wiener oder Prager Polytechnikums zu besitzen, diskutierte man in dieser frühen Phase das Modell einer eigenständigen technisch-naturwissenschaftlichen Lehranstalt, deren Lehrziel durch die ökonomischen Bedürfnisse des Herzogtums, den Berg- und Hüttenbau, die Land- und Forstwirtschaft, definiert wurde. Über Johanns Intervention wurde 1816 die Lehrkanzel für Eisenwesen errichtet, die trotz anhaltender mangelhafter Besetzung als Nukleus für die künftige Lehranstalt in Vordernberg, bzw. in Leoben interpretiert wird. Trotz der Einbeziehung von Professoren des Lyzeums, dies galt nunmehr auch für den Fachvertreter der Landwirtschaft, stagnierte dieses Unternehmen ebenso wie erste Planungen zur Schaffung einer Realschule, um den künftigen ordentlichen Hörern eine entsprechend mathematisch-naturwissenschaftliche Vorbildung zu ermöglichen. Ausgehend von der Reform des philosophischen Lehrplans von 1824 unternahm das Joanneum einen entschiedenen Vorstoß zur Profilierung. Die Landwirtschaftslehre kam ganz an das Joanneum und wurde dort in Verbindung mit der Zoologie gelehrt. Im Bereich der Chemie, Botanik und Mineralogie strebte man eine Monopolstellung an, während die bisherigen Ausgaben für die Zoologie, Astronomie und Technologie zur Schaffung einer Lehrkanzel für „angewandte Mechanik und Maschinenlehre“ umgewidmet wurden. Dies führte zur Anerkennung als „ständische Lehranstalt“ durch die Studienhofkommission. Die Lehranstalt erhielt aus dem Kreis der Professoren einen Studiendirektor, wobei die weiter anhaltende Kooperation mit dem Lyzeum den realschulhaften Charakter übertünchte. Stärkster Ausdruck dieser Zusammenarbeit war die Etablierung eines dreijährigen Ausbildungsganges für Grenzverwaltungsazöglinge 1821.²⁷ Die Neuaufstellung wurde 1833 mit der erneuten Genehmigung einer Professur für Hüttenkunde abgeschlossen, die einen eigenständigen, am Joanneum verankerten Ausbildungsgang anbieten sollte. Gemessen an den Standards der Ausbildungsgänge für das Berg- und Hüttenwesen an anderen Einrichtungen der Monarchie war dies ein gewagtes Unterfangen. Daher sprach sich die Studienhofkommission gegen eine automatische Anrechnung der in Graz erworbenen Zeugnisse aus technischen und naturwissenschaftlichen Fächern für Ausbildungsgänge am Wiener und Prager Polytechnikum aus. Andererseits entzogen die Stände ihre Lehranstalt jenen Begehrlichkeiten, die auf die

²⁷ Bis 1852 wurden in diesem Ausbildungsgang technisch, naturwissenschaftlich, landwirtschaftlich, historisch, politisch, juristisch und verwaltungstechnisch gebildeter Verwaltungsbeamtennachwuchs produziert, wobei das Lehrziel den josephinisch geprägten Vorstellungen einer funktionalen Verwaltungselite entsprach.

Einbindung einzelner Fächer in die wiedererrichtete Grazer Universität zielten. Mit der Errichtung selbständiger Lehrkanzeln der Botanik und Zoologie, der Chemie und Physik, die gemeinsam mit der Hüttenkunde 1832/35 ins Leben traten und besetzt wurden, unterstrich man diese Selbständigkeit, während man nahezu gleichzeitig die Landwirtschaftslehre um die Forstkunde erweiterte. 1840 öffnete die Berg- und Hüttenkundelehranstalt in Vordernberg ihre Pforten für einen zweijährigen Lehrgang, die notwendigen Vorstudien konnten am Joanneum oder an den polytechnischen Lehranstalten in Prag und Wien abgelegt werden. Besetzungen der Lehrstühle am Joanneum unterlagen nicht dem sonst geltenden Konkursverfahren, da Johanns Vorschläge in Personalfragen zur Kenntnis genommen werden mussten.

Der endgültige Wandel zu einem über die Steiermark hinausreichenden Studienbetrieb erfolgte Mitte der 1840er Jahre. Die langanhaltende Diskussion über die schulischen Vorbildungen führte 1844/45 zur Gründung der Realschule, die in ihrer Ausrichtung durch die Studienhofkommission dem Prager Modell angeglichen wurde. Zunächst der Lehranstalt am Joanneum untergeordnet, setzten mit der Angliederung eines kurzlebigen kommerziellen Zweiges 1847 entschiedene Verselbständigungstendenzen ein. Mitte der 1860er Jahre fiel die letzte personelle Verschränkung und die Oberrealschule schied aus dem Verband des Joanneums aus. Im eigentlichen Lehrbetrieb des Joanneums kam die entscheidende Änderung mit dem Lehrplan von 1844, in dem die Studienhofkommission sämtliche Studiengänge regelte. Der erste Jahrgang sah ein Studium Generale für alle Studiengänge in den Fächern Mathematik, Geometrie, Geometrisch Zeichnen, Zoologie und Botanik vor, auf das die Studienpläne für die Berg- und Hüttenkunde (2. bis 4. Jahrgang in Graz, 5. und 6. Jahrgang in Vordernberg), für Mechaniker, Chemiker und Landwirte jeweils vier fachspezifische Jahrgänge folgen ließen. Diese Vorgaben, von Johann partiell misstrauisch beobachtet, mussten zu einem weiteren Ausbau der Lehrkanzeln führen. 1845 wurde die Chemie selbständig, während die Physik mit der Mathematik verknüpft, ehe diese 1854 ebenfalls selbständig wurde. Die Lehrkanzel der Mechanik mutierte 1844/45 zur Höheren Mathematik, aus der heraus im Zusammenspiel mit der Realschule ab 1845 die Lehrkanzel für Darstellende Geometrie wachsen sollte. 1846/47 folgte die Errichtung der Lehrkanzel für Baukunst. Gleichzeitig mit dem Lehrplan genehmigte die Studienhofkommission 1844 umfangreiche Mittel für den Ausbau der Sammlungen, um auf dieser Ebene die Lehranstalt ebenfalls aufzurüsten. Am Ende dieser von der Studienhofkommission nahezu erzwungenen Standardisierung wurden die Zeugnisse der Realschule und der technischen Lehranstalt 1847 jenen der staatlichen Anstalten gleichgesetzt, nachdem 1845 die Professoren am Joanneum bei Berufungen an das Wiener Polytechnikum den Professoren des Prager Technikums gleichgestellt worden waren. Unmittelbar

vor den Ereignissen des Jahres 1848 war damit die Grazer Lehranstalt als technische Studienstätte endgültig öffentlich anerkannt.

Zwischen 1848 und 1865/66 vollzog sich, eingebettet in die allgemeinen Studienreformen, die Umwandlung der in seiner Zielsetzung regional definierten Lehranstalt am Joanneum zu einer Technischen Hochschule weitgehend unter Absenz Erzherzog Johanns. 1848/49 wurde die Vordernberger Lehranstalt aus dem Joanneum und der ständischen Verantwortung ausgegliedert und nach Leoben transferiert. Gemeinsam mit der 1849 im Königreich Böhmen gegründeten Lehranstalt Pribram/Przibram startete hier der Ausbau der staatlichen Montanlehranstalt, wobei im Gegensatz zur Bergakademie in Schemnitz/Selmebánya/Baňská Štiavnica in Leoben noch keine Vorstudien möglich waren und vorerst eher von fachspezifischen „postgraduate studies“ gesprochen werden kann. Trotzdem wechselte eine große Zahl von Studierenden der in Oberungarn gelegenen Bergakademie angesichts der politischen Entwicklung im Königreich Ungarn 1848/49 nach Leoben. Diese Entwicklung der Lehranstalten in Leoben und Pribram führte Mitte der 1860er Jahre zur Hebung in den Stand von Bergakademien. Zu diesem Zeitpunkt wurde ausgehend von der seit 1859 laufenden Revision der Wiener und dann der Prager Anstalt schließlich auch der Grazer das Statut als „Technische Hochschule am Joanneum“ gewährt, ehe sie 1874 als „k.k. Technische Hochschule“ endgültig selbständig wurde. Die 1848 postulierte Lehr- und Lernfreiheit reduzierte sich an der Grazer Lehranstalt angesichts der klaren Studienpläne und der knappen Personalressourcen auf die Lehrfreiheit der Professoren, während sich die Lernfreiheit für kurze Zeit in „Orchideenfächern“ wie Weltgeschichte, Anthropologie oder Mnemonik, vorgetragen durch freie Dozenten, für die Hörer spiegelte.

Während der Einfluss Erzherzog Johanns durch das Einschreiten der Studienhofkommission, die den Lehrbetrieb professionalisierte, seit den frühen 1840er Jahren dramatisch abnahm, verhinderte das Kuratorium, als Art Aufsichtsgremium den heutigen Universitätsräten vergleichbar und von Johann bei der Gründung des Joanneums installiert, eine völlige Gleichstellung der Professoren am Joanneum mit ihren Kollegen in Prag und Wien. Zwischen dem Lehrkörper und der allgemeinen Verwaltung stand vor allem bei professoralen Reformvorschlägen immer noch das Kuratorium, dessen fachliche Inkompetenz durch eine absolute Loyalität gegenüber dem Stifter und dem stets zitierten Stifterwillen, ein eifrig genutztes Totschlagargument, substituiert wurde. Das unzeitgemäße Beharren auf Konstruktionen der Frühphase zeigt sich sehr deutlich an der Person des Studiendirektors, der erst 1861, also zwei Jahre nach dem Tod Johanns, aus dem wissenschaftlichen Umfeld berufen wurde, nachdem der längst dienende Kurator diese Funktion niedergelegt hatte. Gleichzeitig desavouierten die Professoren die anmaßenden Bemühungen des

Kuratoriums bei der Gestaltung der Jubiläumsfeierlichkeiten zum fünfzigjährigen Bestehen der Anstalt. Die Träger der Lehre signalisierten damit ihr entwickeltes Selbstbewusstsein und die überfällige Trennung vom Museumsbetrieb, der ja mehr als nur eine Lehrmittelsammlung sein sollte. Der Studiendirektor Georg Göth verfasste die Geschichte des Joanneums unter Einbeziehung des Museumsbetriebes und der seit 1811 bestehenden Bibliothek.²⁸ Pflichtschuldigt widmete er den Band dem verbliebenen Erzherzog Johann. Göths Biographie kann als markantes Beispiel für das Herantasten der von Johanns geprägten Stiftung zur zeitgemäßen Einrichtung gelesen werden. Göth studierte an der Universität Wien einige Semester Mathematik, verkehrte im Salon Caroline Pichlers, wandte sich erfolglos dem Wissenschaftsjournalismus zu, ehe er als Hauslehrer im steirischen Dorf Gußwerk Erzherzog Johanns Interesse erweckte. Ihm diente er ab 1830 als Schriftenmaler, Sekretär und Archivar, durch ihn erhielt er 1838 eine Stelle bei der Wiener Landwirtschaftsgesellschaft, 1841 die Lehrkanzel für Mathematik an der Lehranstalt am Joanneum, die er 1859, nunmehr Kustos des Joanneums, niederlegte.²⁹

Am Beginn der Entwicklung stand Johanns josephinisch geprägter Utilitarismus, der seine Sammlungen des privaten Interesses entkleidete, um sie als Basis für eine Belehrung der Öffentlichkeit zu nutzen. Die naturwissenschaftliche und technische Ausrichtung der Sammlungen entsprach Johanns Interesse und deckte sich mit einem offenkundigen Defizit des provinziellen Graz, dessen Universität zu einem Lyzeum zurückgestuft worden war. Ähnlich seinen Sammlungsinteressen suchte Johann die Lehre im wirtschaftlichen Interesse des Landes, das durch seine Rohstoffe definiert wurde, zu entwickeln, wovon er durchaus auch selbst als Land- und Forstwirt, als Hammerherr zu profitieren wusste. Schließlich verknüpfte er den Bildungsauftrag mit seinen landwirtschaftlichen Betrieben als Mustergüter, wovon heute noch der Weinbaubetrieb in der Nähe von Marburg/Maribor, von Johann 1822 erworben und systematisch erweitert, der Universität Maribor dient. Um Eigenständigkeit ringend, initiierte der Erzherzog eine schrittweise Trennung vom Lyzeum, musste sich aber ab den 1840er Jahren bei aller Hoheit in Personalfragen der Studienhofkommission beugen, deren Einschreiten eine zügige Einbringung der verschiedenen Lehranstalten des Joanneums in den standardisierten Regelbetrieb des Kaisertums sicherstellte. Eingebettet in den steirischen Erzherzog Johann-Hype gab es zeitweise ein Wettrennen um den Namenspatron, den die Technische Hochschule,

28 Georg Göth, *Das Joanneum in Gratz: geschichtlich dargestellt zur Erinnerung an seine Gründung vor 50 Jahren*, Gratz 1861.

29 Johann Göth, in: *ÖBL* 2 (1957), 19, zitiert nach <http://www.biographien.ac.at/oebl?frames=yes> (7.02.2017).

zur Technischen Universität geworden 1975/1976, vorerst für sich entschied.³⁰ Konkurrenz bekam sie letztlich durch die ab 1995 schrittweise aufgebaute erste Fachhochschule in Graz, die seit 2007 den Titel Fachhochschule Joanneum führt und sich gleichsam in die Tradition des alten Joanneums stellt.

IV.

Liest man die Lebensspanne des Erzherzogs im Kontext seines Wirkens, so wird er zum Repräsentanten des „geselligen Jahrhunderts“, von dem Ulrich Im Hof eindrucksvoll spricht.³¹ Eingebettet in die nicht in Frage gestellte Gesellschaftsordnung mit ihren klaren Grenzen zwischen der Aristokratie und dem niederen Adel, einer zunehmend stärker akzentuierten Dualität im Verhältnis zwischen städtischem Bürgertum und der bäuerlichen Bevölkerung setzte Johann seine anregenden Schritte. Dem josephinischen Staatskirchentum verpflichtet, wurden einzelne Geistliche als Beförderer dieses Wirkens sichtbar, ihr Stand als Stütze der Propagierung der Modernisierung in der Landwirtschaft gelesen. Theologische Debatten im antimodernistischen Duktus des 19. Jahrhunderts blieben ihm fremd. In alldem erkennt man seine relative Akzeptanz eines sachorientierten Mitwirkens der besitzenden Klasse, das Francesco Maria Gianni unter Großherzog Leopold von Toskana angestrebt hatte und dessen Scheitern am Beharren der reaktionären Konservativen offenkundig war.³² Giannis Sichtweise war Johann zumindest über die Lektüre dessen Werkes vertraut.³³ Johann setzte auf Bildung und seine Utopie einer modernen Ökonomie setzte auf die Förderung von Naturwissenschaften und Technik.

Das spielerisch Gesellige Johanns blieb der „Wildensteiner Ritterschaft auf blauer Erde“ vorbehalten, die auf der Burg Seebenstein zusammentraf, unweit von Johanns Besitzung in Thernberg, die er 1828 verkaufen sollte.³⁴ Ihr Gründer, Anton David Steiger, verknüpfte wie Johann geologische und mineralogische Interessen mit ökonomischem Erfolg im Bergbau. Die „blaue Erde“ im Namen dieses Ritterbundes verweist auf die Entdeckung des Krieglacher Blauspates

30 Vgl. Josef W. Wohinz, (Hg.), *Die Technik in Graz. Vom Joanneum zur Erzherzog-Johann-Universität*, Graz/Wien/Köln 2002; ders., (Hg.), *Die Technik in Graz: aus Tradition für Innovation*, Wien/Köln/Weimar 1999.

31 Ulrich Im Hof, *Das gesellige Jahrhundert. Gesellschaft und Gesellschaften im Zeitalter der Aufklärung*, München 1982.

32 Christine Lebeau, *Vom Raum der Veraltung zum Raum des Gelehrten: Il Governo della Toscana sotto il Regno di Sua Maestà il Re Leopoldo II (1790)*, in: Lars Behrisch, (Hg.), *Vermessen, Zählen, Berechnen. Die politische Ordnung des Raums im 18. Jahrhundert*, Frankfurt am Main/New York 2006, 131–150, hier 138–142. Zur Person Giannis s. *Dizionario Biografico* [http://www.treccani.it/enciclopedia/francesco-maria-gianni_\(Dizionario-Biografico\)/](http://www.treccani.it/enciclopedia/francesco-maria-gianni_(Dizionario-Biografico)/) (31.01.2017).

33 Francesco Maria Gianni, *Governo della Toscana sotto il regno di sua maestà il re Leopoldo II*, Firenze 1790.

34 Klingenstein, *Erzherzog Johann (Katalog)*, 76–81.

durch Steiger. Aus der Romantik bezog man die Historisierung des „deutschen“ Mittelalters, Gedichte, Lieder, Festmähler, die als „al[t]deutsche Freßerey“ figurierten, feierte die Geselligkeit in einem Verein, der analog zur Freimaurerei des 18. Jahrhunderts die Standesgrenzen bis zu einem gewissen Grade aufhob. Als „Hanns von Österreich, der Therenberger“ war Johann als „Hochgroßmeister“ Teil der dominant bürgerlichen Ritterschaft, die er 1808 seinen Brüdern Joseph, Anton, Rainer und Carl, seiner Schwester Maria Theresia und deren Mann Anton von Sachsen vorführte. Während des Wiener Kongresses organisierte er einen Besuch fürstlicher Teilnehmer, noch 1818 lud er Herzog Albrecht von Sachsen-Weimar nach Seebenstein ein. In der allgemeinen Hysterie nach den Karlsbader Beschlüssen und des Metternich'schen Systems löste sich diese gesellige Vereinigung 1823 auf, wiewohl die Kontakte dieses Netzwerkes vielfach weiter bestehen blieben. Johann, der 1819 erstmals Anna Plochl getroffen hatte, wollte nahezu zeitgleich einen anderen privaten Schritt setzen, doch der kaiserliche Bruder Franz verweigerte vorerst die Zustimmung zur Eheschließung seines Bruders mit der Bürgerlichen.³⁵

Um die Modernisierung der steirischen Gesellschaft und der steirischen Wirtschaft voranzutreiben, wählte Johann den seit dem 18. Jahrhundert üblichen Weg, die Gründung von Gesellschaften zur Förderung von Reformen.

Der Staat selbst förderte an den Universitäten und Lyzeen die systematische Beschäftigung mit den Grundlagen einer modernen Landwirtschaft, wobei erste Vorlesungen zu diesem Thema Peter Jordan an der Universität Wien ab 1796 hielt. Als Güterdirektor der kaiserlichen Betriebe wirkte er in Vösendorf und Laxenburg, wo er durch die Kreuzung der einheimischen Rinder mit schweizerischen Rassen erhebliche Zuchterfolge erzielte, die Johann sichtlich in seiner eigenen Zuchtstätigkeit beeinflusste.³⁶ Ähnliches wurde auch bei Johanns Einsatz für den Kartoffelanbau sichtbar, dessen Förderung über die Kartoffelunterstützungsanstalt ab 1816/17 forciert wurde. Angesichts der extrem unterschiedlichen klimatischen Bedingungen ließ der Erzherzog die Idee eines zentralen Musterbetriebes im Raum Graz fallen. Während er für den obersteirischen Raum ab 1818 eine Musterwirtschaft im Brandhof schuf, konzentrierte er sein Bemühen um eine Hebung des steirischen Weinbaus auf seinen Musterbetrieb in der Nähe von Marburg/Maribor. Zur Breitenförderung griff Johann auf die Erneuerung der 1764 gegründeten, aber bald wiederum entschlafenen Agrikultur-Sozietät zurück, die er angesichts der Katastrophenernten 1816/17 mit Zustimmung

35 Wagner, Erzherzog Johann, verweist auf die damals sehr bescheidenen finanziellen Mittel des kaiserlichen Bruders, die einer „Heirat mit Prinzessinnen aus großen Häusern wegen der mangelnden standesgemäßen Versorgung“ entgegenstanden.

36 Josef Riedler, Die Landwirtschaftsgesellschaft, in: Klingenstein, Erzherzog Johann, 125–138, hier 126.

des Kaisers 1817 als Landwirtschaftsgesellschaft erneuerte. Ausdrücklich hielt Franz die Intervention Johanns in seinem Beglaubigungsschreiben der Statuten, die sich an österreichischen und deutschen Landwirtschaftsgesellschaften orientierten, fest und unterstrich dabei den Einfluss „wahrer Geselligkeit auf die Fortschritte der Geisteskultur, und insbesondere auf die Verbesserung der Landwirthschaft“.³⁷ Die Arbeit der Gesellschaft zielte auf eine forschungsgestützte Förderung der Landwirtschaft, auf innovative Versuche auf der Basis genauer Kenntnis des Ist-Zustands, dessen Erhebung Mängel und Hindernisse zu Tage fördern sollten.³⁸ Alle Standesgrenzen überwindend sollte der Verein auch den armen Bauern offenstehen, wobei die Finanzierung der Aktivitäten über die Spenden der wohlhabenden Mitglieder abgedeckt wurde. Das Mitteilungsorgan, die „Verhandlungen und Aufsätze“ der K. K. Landwirtschaftsgesellschaft in Steyermark, publizierte zwischen 1820 und 1848 Erfahrungsberichte ihrer Mitglieder über angewandte Neuerungen, über landwirtschaftliche Erkenntnisse aus dem Großraum der Monarchie und westlicher Innovationsgebiete. Zentrales Anliegen war die Steigerung der Erträge im Ackerbau und in der Viehzucht sowie die qualitative Steigerung des Weinbaus und der Kellerwirtschaft. Analog zum Modell des Joanneums wurde dem Schüler Jordans, Carl Werner, der als Professor für Landwirtschaft am Lyzeum wirkte, ein Musterhof zur Verfügung gestellt, der von den Ständen finanziert und von der Gesellschaft geführt wurde. Neben der Erprobung von Geräten lag das Augenmerk auf einer Obstbaum- und Rebschule. Zur durchgreifenden Modernisierung der Landwirtschaft wurden schließlich Ackerbauschulen angedacht und spartenspezifisch realisiert. Werners Nachfolger als Professor wurde Hlubek, der Sekretär der Gesellschaft. Trotz seines hohen Ansehens muss einschränkend festgestellt werden, dass dieser in seiner Landwirtschaftslehre³⁹ an der traditionellen „Humustheorie“ festhielt, während damals bereits Carl Sprengel und Justus Liebig die zukunftsweisenden Ergebnisse der Mineraltheorie erarbeitet hatten.⁴⁰ Die Gesellschaft hatte sich bis dahin in jenem Rahmen bewegt, die der Präsident definierte. Als dieser über längere Zeit ausblieb, kam es zu „Rückschlägen in der Arbeit der Gesellschaft“,⁴¹ die den patriarchalen Führungsstil des erzherzoglichen Präsidenten verinnerlicht und sich stets innerhalb der von Johann definierten

37 Faksimile der Grundverfassung und Bestätigungsurkunde der Landwirtschaftsgesellschaft, in: Klingenstein, Erzherzog Johann (Katalog), 320 f., hier 320.

38 Anna Barth, Agrarpolitik im Vormärz. Die Steirische Landwirtschaftsgesellschaft unter Erzherzog Johann, Graz 1980. Die 1819 eingeleitete Erhebung des Ist-Zustandes nach einem exakten Befragungsschema wurden 1846 und 1860 von Franz Xaver Hlubek zusammengefasst.

39 Franz Xaver Hlubek, Die Landwirtschaftslehre in ihrem ganzen Umfange nach den Erfahrungen und Erkenntnissen der letztverflossenen hundert Jahre; mit wissenschaftlicher Strenge dargestellt, Wien 1846.

40 Riegler, Landwirtschaftsgesellschaft, 134.

41 Riegler, Landwirtschaftsgesellschaft, 136.

Räume bewegt hatte. Defizite in der Organisation und in einzelnen Bereichen der Landwirtschaft führten nach der Rückkehr Johanns des Reichsverwesers zu einer Neuaufstellung, das „Landwirtschaftliche Wochenblatt“ löste die „Verhandlungen“ ab, das landwirtschaftliche Schulwesen und die technische Beratung wurden ausgebaut, neue Spezialvereine entstanden. Seltsam sprachlos blieben die Gesellschaft und deren Präsident 1848 in der Diskussion über die Aufhebung der Grunduntertänigkeit.

Die bäuerliche und die bürgerliche Gesellschaft trafen sich im Wunsch nach einer Feuerversicherung,⁴² da Brände vielfach auch den wirtschaftlichen Ruin bedeuteten. Im ländlichen Raum verschärfte die zunehmende Auflösung der feudalen Bindungen die ruinöse Situation der vom Feuer betroffenen Bauern, da alte soziale Sicherheitsnetze wegfielen. Als moderner Ansatz der Schadensminimierung boten sich Versicherungen auf Wechselseitigkeit an. Charakteristischerweise thematisierte die Landwirtschaftsgesellschaft diese Problemzone. Ein erster Versuch, den Versicherungsschutz durch ein Andocken an die Salzburger Brand-Assecuranz zu erwirken, scheiterte, worauf Johann den in Wien lehrenden Nationalökonom und Juristen Joseph Ritter von Kudler, der 1820/21 am Grazer Lyzeum gelehrt und sich sowohl in der Landwirtschaftsgesellschaft als auch im Leseverein des Joanneums engagiert hatte, mit der Ausarbeitung der Grundlagen für eine derartige Versicherung beauftragte, die schließlich 1828 mit kaiserlicher Entschliebung als k. k. privilegierte wechselseitige Brandschaden-Versicherungs-Anstalt für den alten innerösterreichischen Raum, also für die Steiermark, Kärnten und Krain, genehmigt wurde und im Jahr darauf ihre Tätigkeit aufnahm, nachdem seit 1824/25 in einem „Werbefeldzug“ der Landwirtschaftsgesellschaft und der katholischen Kirche knapp über zehntausend Gebäudebesitzer für die Idee gewonnen worden waren. „Im Allgemeinen sind Gegenstände der Versicherung alle Gebäude, sie mögen öffentlich oder Privat-, Haupt- oder Nebengebäude, zu Wohnungen oder zu anderen Zwecken der Haus- und Feldwirtschaft oder der Gewerbe eingerichtet oder bestimmt seyn; nicht minder auch Kirchen, Schulen und Amtshäuser“.⁴³ Ausgeschlossenen blieben Anlagen mit erhöhtem Brandrisiko wie Schauspielhäuser, Pulvermühlen und -magazine, bzw. militärische Bauten. Das dafür nötige Geld hatten die Mitglieder dieser Solidargemeinschaft durch entsprechende Beiträge im Umlagesystem aufzubringen. Die Versicherung war im Gegensatz zu früheren Unternehmungen dieser

42 Otto Hwaletz, Zur Gründung der Grazer Wechselseitigen Brandschadens-Versicherung, in: Klingenstein, Erzherzog Johann, 223–229, hier 223.

43 Statuten der k. k. privilegierten innerösterreichischen Brandschaden-Versicherungs-Anstalt, Graz 1829, 4, §6, zit. n. Hwaletz, Gründung, 228.

Art im innerösterreichischen Raum nicht auf Gewinn ausgelegt, so dass die geringeren Beitragszahlungen erstmals auch die Bauern in großer Zahl daran teilnehmen ließ. Somit fanden sich neben bäuerlichen Besitzern städtische Bürger, Großgrundbesitzer, Aristokraten und Vertreter des Klerus zusammen. „Wie bei der Steiermärkischen Sparkasse, so standen auch bei dieser Anstalt offenbar Hoffnungen auf eine soziale Integration im Vordergrund.“⁴⁴ Allerdings zeigten sich in den 1860er Jahren durchaus erhebliche Spannungen unter den Versicherungsnehmern, da gerade in Unterschichtsmilieus eine erhöhte Bereitschaft zum Versicherungsbetrug durch Brandlegung, zumindest aber zu grob fahrlässigem Verhalten beobachtet werden konnte. Diese Beobachtung wird einige Jahrzehnte später beim Entstehen des flächendeckenden Systems der freiwilligen Feuerwehren nochmals bestätigt, da gelegentlich zu Bränden anrückende Wehren gewalttätig von den Besitzern an ihrem Löscheinsatz gehindert wurden, um die Versicherungssumme zu lukrieren.

Die Interventionen der Versicherungsagenten bei den Begehungen zu versichernder Gebäude haben zu einer deutlichen Verbesserung im Bauwesen geführt und den bautechnischen Fortschritt in den ländlichen Raum getragen.⁴⁵ Parallel dazu wirkte sich auch die Beratungstätigkeit der Landwirtschaftlichen Gesellschaft aus, deren Auswirkungen im Bereich des gesamten bäuerlichen Bauens sichtbar wurden.⁴⁶ Charakteristisch für die nahezu kultische Verwendung des Namens Erzherzog Johann ist die Aufforderung Viktor von Gerambs zu verstehen, jenen Haustypus, der diesen baulichen Modernisierungsschub in der West- und Oststeiermark, aber auch in der slowenischen Štajerska verdeutlicht, als Erzherzog-Johann-Haus zu bezeichnen.⁴⁷ Zum Zeitpunkt der Geramb'schen Intervention war dieser im Umfeld des hundertjährigen Jubiläums damit beschäftigt, unter Berufung auf Johann die „Deutsche Volkskunde“ im Joanneum und an der Universität Graz zu verankern.⁴⁸ Die Versicherungsgesellschaft fungierte aber auch in diesem Modernisierungsprozess als Kreditgeber und ergänzte damit das Wirken der 1825 gegründeten Steiermärkischen Spar-Casse, die vom Chef des Guberniums, Franz Graf von Hartig,

44 Hwaletz, Gründung, 226.

45 Hwaletz, Gründung, 227; Viktor Herbert Pöttler, Wohnen und Bauen auf dem Lande zur Zeit Erzherzog Johanns, in: Klingenstein, Erzherzog Johann, 139–150.

46 Walter von Semetkowski, Vom Bauernhaus in der Steiermark, in: Josef Papesch/Hans Riehl/Walter von Semetkowski, (Hgg.), Heimatisches Bauen im Ostalpenraum. Ein Handbuch, Graz 1941, 83–97, hier 86; Hanns Koren, Vorstufen des „heimatlichen Bauens“, in: Hanns Koren/Leopold Kretzenbacher, (Hgg.), Volk und Heimat. Festschrift für Viktor von Geramb, Graz 1949, 43–62. Viktor Herbert Pöttler, Wohnen und Bauen auf dem Lande zur Zeit Erzherzog Johanns, in: Klingenstein, Erzherzog Johann, 139–150, hier 143–145.

47 Pöttler, Wohnen, 145, bezieht sich dabei auf Viktor von Gerambs Studie „Das Bauernhaus in Steiermark, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark 9 (1911), 189–264.

48 Viktor von Geramb, Die Bedeutung Erzherzog Johanns für die steirische Volkskunde, in: Das steiermärkische Landesmuseum und seine Sammlungen, Graz 1911, 37–66.

einem klassischen Repräsentanten josephinischer Beamtentradition, protegiert wurde.⁴⁹ Letztlich offerierten beide Einrichtungen, die ja nicht auf Gewinn ausgerichtet waren, günstige Kredite an Private zur Modernisierung des ländlichen und städtischen Raumes.

Die Bibliothek am Joanneum, von Johann aus eigenen Bestände dotiert, wurde zum Anker jener Bestrebungen, nach deutschem Vorbild in Graz einen Leseverein zu gründen. In Abgrenzung zum snobistischen Geselligkeitsverein des Adels, dem Casino, sammelte sich eine Gruppe aufgeklärter Männer, die in bewusster Überwindung der Standesgrenzen eine private Bildungsinitiative setzen wollten. Dieses Milieu wurde schon unmittelbar nach der Errichtung des Joanneums sichtbar, da es die junge Einrichtung mit einer Reihe von Stiftungen bedachte.⁵⁰ Protegiert vom Erzherzog, an den die Idee herangetragen wurde, etablierte man 1819 eine durchaus exklusive Leseanstalt am Joanneum, der Mitgliedsbeitrag betrug monatlich drei Gulden, die rasch über zweihundert Mitglieder, ein Drittel entstammte dem Adel, aufwies.⁵¹ Johann selbst steuerte die ersten Zeitschriften bei, 1820 konnten die Mitglieder bereits aus 109 Periodika wählen, 1844 erreichte man mit 207 Titeln den Höhepunkt, darunter seit 1839 sechzehn von der Polizei verbotene Zeitschriften, deren Auslegung für die Mitglieder durch Johann vom Kaiser erwirkt worden war. Letztendlich publizierte man seit 1821 auf Betreiben Johanns die Steyermärkische Zeitschrift.⁵² Zwei der Redakteure, Franz Freiherr von Thinnfeld und Johann Freiherr von Kalchberg, zählten zu den entschiedenen Reformkräften in der Steiermark, wobei Thinnfeld, der am Lyzeum und am Joanneum studiert hatte, 1848 zum Minister aufgestiegen, als der Modernisierer des Berg- und Hüttenwesens in Erscheinung trat, während Kalchberg bereits in der kurzlebigen Grazer Loge „Zu den vereinigten Herzen“ zur aufgeklärten Elite des Landes zählte.⁵³ Der Leseverein etablierte sich endgültig in der bildungsbürgerlichen Gesellschaft von Graz, die diese Vereinigung sehr bewusst 1843 bei der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte und 1846 bei der Versammlung der Deutschen Land- und Forstwirte einer internationalen Öffentlichkeit präsentierte. Mit über 350

49 Richard Blaas, Franz de Paula Graf von Hartig, in: *Neue Deutsche Biographie* 7 (1966), 731 f., zit. n. <https://www.deutsche-biographie.de/sfz26165.html#ndbcontent> (2.02.2017).

50 Dieter A. Binder, *Freimaurerei und Naturwissenschaft in Österreich. Zur Wirkungsgeschichte der Loge zur wahren Eintracht vornehmlich im Hinblick auf das Joanneum in Graz*, in: *Mitteilungen der österreichischen Gesellschaft für Geschichte der Naturwissenschaften* 3 (1983), 1–13.

51 Marliese Raffer, *Bürgerliche Lesekultur im Vormärz: Der Leseverein am Joanneum in Graz (1819–1871)*, Frankfurt am Main 1993.

52 *Steyermärkische Zeitschrift*, redigiert von J[ohann] von Kalchberg, Dr. L[orenz] von Vest, F[e]r[dinand] von Thinnfeld, F[lorian] S[ales] Appel und herausgegeben vom Ausschusse des Lesevereins am Joanneum zu Grätz 1(1821).

53 Florian Sales Appel, Johann Nepomuck Edler Kalchberg, Reichsritter und Landstand in Steyermark ec. ec. Nekrolog, in: *Steyermärkische Zeitschrift* 8 (1827), 45–58.

Mitgliedern erreichte man kurz vor 1848 einen absoluten Höchststand, dem ein rascher Niedergang folgte. Die Intentionen des Vereins waren bei der Gründung im Widerspruch zum Metternich'schen System definiert worden; als dieses stürzte, war der Verein an sich überflüssig geworden, wovor ihn auch die Phase des Neoabsolutismus nicht bewahren konnte.

V.

Johanns private Interessenslage begann sich in den 1840er Jahren zu verändern, nachdem er sich 1839 noch nachdrücklich bei der Planung der Eisenbahn von Wien nach Triest für die schließlich ausgeführte Semmering-Variante eingesetzt hatte, die wesentlich zur wirtschaftlichen Erschließung der Mürzfurche und der obersteirischen Hüttenindustrie beitragen sollte.⁵⁴ Dennoch entwickelte sich Johanns Hinwendung zur Land- und Forstwirtschaft ungleich stärker als sein frühes Engagement im Bereich des Hüttenwesens. Mit der Geburt des Sohnes, Franz Graf von Meran, konzentrierte sich Johann auf die wirtschaftliche Absicherung seines einzigen Kindes und dessen künftiger Nachkommen. Um diese standesgemäß anhaltend zu versorgen, betrieb Johann die Errichtung eines Fideikommisses, was ihm schließlich in den 1850er Jahren von Kaiser Franz Joseph gewährt werden sollte. Ein anhaltendes kapitalintensives Engagement bei der Erschließung von Lagerstätten und in der Verhüttung des steirischen Erzes überstieg möglicherweise die finanziell doch begrenzten Möglichkeiten Johanns und barg ein höheres Risiko in sich. Die nachlassende Innovationsfähigkeit, die sich auch in der Kontroverse um die Regulierung des Studienwesens am Joanneum zeigte, kann auch nicht durch die Ernennung Johanns zum ersten Kurator der Wiener Akademie der Wissenschaften übertrücht werden, wiewohl er 1846/47 im Widerspruch zu den herrschenden Zensurbestimmungen der Akademie einen vernünftigen Freiraum schuf.⁵⁵ Zweifellos war er hier aber der Repräsentant der Dynastie, während Joseph von Hammer-Purgstall der eigentliche Motor und kreative Geist war.⁵⁶ Bitter vermerkt der Orientalist in seinen Erinnerungen Johanns Verharren in einem nahezu feudal geprägten Verständnis und eine anhaltende Beratungsresistenz.⁵⁷

54 Josef Dultinger (Die Erzherzog Johann-Bahn, Ran, Erhard 1985, 7) würdigt den markanten Einsatz Johanns auch dahingehend, dass er im Widerspruch zur offiziellen Bezeichnung „Südbahn“ diese plakativ als „Erzherzog Johann-Bahn“ bezeichnet. Ich danke OStR. Mag. Hermann Möcker für diesen Hinweis.

55 Richard Meister, Geschichte der Akademie der Wissenschaften in Wien 1847–1947, Wien 1947.

56 Vgl. Walter Höflechner u. a., (Hgg.), Joseph von Hammer-Purgstall, Erinnerungen und Briefe, Graz 2011, Bd. 1, 379–383.

57 Hammer-Purgstall, Erinnerungen, 380.

Hammer-Purgstall wandte sich gegen Johanns Bestrebungen: „Die Wirkung dieser Aufrichtigkeit dass der Erzherzog auf die Akademie überhaupt wacker zu schimpfen begann, man brauche, sagte er, keine Akademie, man müsse Erdäpfel bauen, um das Volk zu nähren. [...] Mit einer unglaublichen Geläufigkeit der Zunge und in dem leidenschaftlichsten Tone sagte er mir: ‚Was geht mich die Akademie an, ich habe ohnehin Geschäfte genug im Nacken. Heuer muss ich noch nach Dalmatien und Tirol, um die Festungsarbeiten zu besichtigen, in der Steiermark habe ich meine Eisenhämmer und Landwirtschaftsschulen, zu Stainz meine Arbeiten, zu Marburg meine Weingärten. Die Erziehung meines Sohnes ist auch nicht im reinen und meine Frau ist so so‘ – er machte dabei eine Bewegung mit der Hand, um anzudeuten, dass die von ihm gemachten Ansprüche auch noch in der Schwebe [wären].“⁵⁸

Es darf nicht übersehen werden, dass Johann stets in Loyalität dem Kaiser und der Dynastie diene, Spannungen, die hier auftraten, nicht dem kaiserlichen Herrn, sondern seinen Ministern und Beratern anrechnete.⁵⁹ Die offenkundigen Konfliktlinien waren der Stoff, aus dem die Nutzer des Johann-Mythos den „liberalen“ Erzherzog strickten. Zweifellos stellte Johann im Scheitern des Metternich'schen Systems eine Führungsreserve der Dynastie dar. Zunächst die Verteidigung Tirols organisierend, das durch die italienischen Aufstände gefährdet erschien, eröffnete er am 22. Juli 1848 den Reichstag als Stellvertreter des Kaisers, nun erstmals in einer wirklich bedeutenden Funktion, in Wien, dem die Wahl zum Reichsverweser am 29. Juni vorausgegangen war. Johanns Popularität im alldeutschen Milieu ging auf sein Taktieren im Widerstand gegen Napoleon zurück, wo er vor der Zeit für ein Zusammengehen mit Preußen eingetreten war. Erneuert wurde diese Wahrnehmung durch seine Teilnahme an der Grundsteinlegung zum Ausbau des Kölner Doms, zu der er als Genie-Inspektor des deutschen Bundesheeres im Rheinland weilend von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen eingeladen worden war. Die Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte 1843 und jene der deutschen Land- und Forstwirte 1846 in Graz stärkten Johanns Popularität in zentralen Milieus der deutschen Einigungsbewegung, die er wissen ließ: „Wir betrachten uns als ein Ganzes, und ich glaube auch, das müssen wir festhalten: mögen wir dann hier an der östlichen oder dort an der westlichen oder an welch' immer für Grenze Deutschlands sein, wir sind Ein Körper, Ein Sinn, Ein Herz, Ein Volk.“⁶⁰ Johanns Reichsschwärmerei, er hatte 1806 das Erlöschen des

58 Hammer-Purgstall, *Erinnerungen*, 381.

59 Wagner, *Erzherzog Johann*.

60 Wortmeldung Erzherzog Johanns auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Graz, zit. n. Erzherzog Johann Gedächtnisausstellung, Graz 1959, 309.